

auch wörtlich hinzugefügt werden. Daraus ergibt sich zugleich, daß das Brechen des Brotes erst auf die Konsekrationsworte folgte. Die ganze Darstellung in der hl. Schrift ist übersichtlich: wir erfahren zuerst alles, was auf die eine der beiden Gestalten, sodann, was auf die andere Bezug hat. Ein Mißverständnis aber war nicht zu besorgen, da jeder Christ aus der Feier der hl. Messe die Zeitfolge der einzelnen Handlungen und Worte damals genau kannte, als die Evangelisten ihren Bericht hierüber verfaßten.

Unser Herr und Heiland bringt dort im Abendmahlsmaale ein wahres und eigentliches Opfer dar, indem Er durch Seine göttliche Allmacht bewirkt, daß die Wesenheit^{*)} des Brotes und des Weines zu sein aufhört, und daß unter der Gestalt des Brotes zunächst Sein Leib und unter der Gestalt des Weines zunächst Sein Blut gegenwärtig wird. Denn sowohl durch diese Trennung der Gestalten als durch die Art und Weise Seiner Gegenwart unter jeder der beiden Gestalten stellt Er Sich Selbst im Zustande des Todes dar. Deshalb sagt Er auch, indem Er das Brot in Seine heiligen Hände nimmt: Dieses ist Mein Leib, der für euch hingegeben wird, d. h. der in diesem Augenblicke zu eurem Heile dem himmlischen Vater hingegeben und geopfert wird. Und indem Er den Kelch ergreift, sagt Er: „Dieses ist Mein Blut, das Blut des neuen Bundes, das für euch und für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden.“ Nach dem Sprachgebrauche der hl. Schrift heißt „Blutvergießen zur Vergebung der Sünden“ aber ein wahres und eigentliches Opfer darbringen. Durch dieses unblutige Opfer erfüllt der Herr auch in vollkommener Weise das im Osterlamme gegebene Vorbild: dieses Osterlamm wurde zuerst geopfert und dann genossen, so daß dieser Genuß eine eigentliche Opfermahlszeit war: so opfert auch Jesus Christus zuerst Sich Selbst als das wahre Osterlamm auf unblutige Weise dem himmlischen Vater auf und gibt dann Sein also geopferetes Fleisch und Blut den Jüngern als Speise und Trank dar. So verfahren wir denn auch den Völkerapostel Paulus, wenn er im Hebräerbriefe schreibt: „Wir haben einen Opferaltar, wovon diejenigen, welche dem Zelte dienen, (die Juden) nicht essen dürfen“ (Hebr. 13).

Die Feier beim letzten Abendmahle schloß der Herr mit den an die Apostel gerichteten Worten: „Tuet dieses zu Meinem Gedächtnisse!“ Damit gab Er den Aposteln und deren rechtmäßigen Nachfolgern den Auftrag und die Vollmacht, dasselbe zu tun, was Er getan hatte: nämlich Brot und Wein zu verwandeln, also dasselbe unblutige Opfer darzubringen und dann Seinen Opferleib und Sein Opferblut selbst zu genießen und den Gläubigen zum Genuße auszuteilen. Damit hat der Herr, nach der Lehre des Konzils von Trient, die Apostel zu Priestern verordnet und bestimmt, daß sie und an-

^{*)} Um uns die Art und Weise, in der Christus im hl. Sakramente gegenwärtig ist, zu erklären, gebraucht die Kirche die Unterscheidung von „Wesenheit“ und „Gestalt“. Unter der „äußeren Gestalt“ eines Dinges versteht sie den Inbegriff alles dessen, was man von dem Dinge durch die fünf Sinne wahrnehmen kann, also Form, Farbe, Geschmack, Geruch und dgl. — „Wesen“ aber nennt sie den inneren Grund und Träger dessen, was die äußere Gestalt ausmacht. Demnach ist das „Wesen“ eines Dinges etwas, was wir uns wohl zu denken vermögen, was wir aber niemals sehen oder fühlen können, weil es von der „äußeren Gestalt“ gewissermaßen verdeckt ist. — Die Kirche lehrt nun die Verwandlung von etwas Unsichtbarem, d. i. des „Wesens“ von Brot und Wein, in wiederum etwas Unsichtbares, d. i. in das „Wesen“ des Leibes und Blutes Christi, wobei die „äußere Gestalt“ von Brot und Wein, also das, was allein wir mit den Sinnen wahrnehmen können, unverändert bleibt.

dere Priester Seinen heiligen Leib darbringen sollen. Durch diese Einsetzung des Priestertums des Neuen Bundes aber wird die Weissagung des Psalmisten erfüllt, die nach der Erklärung des hl. Paulus (Hebr. 5.) auf Christus sich bezieht: „Der Herr hat geschworen, und es wird Ihn nicht gereuen: Du bist Priester ewiglich nach der Ordnung des Melchisedech“ (Psalm 109). Durch Seine Stellvertreter — die Apostel und ihre Nachfolger im Priesteramte — bringt Jesus bis ans Ende der Zeiten Sein unblutiges Opfer dar nach der Weise Melchisedechs, der Brot und Wein opferte.

Ein verschollenes Handwerk.

Von Wilhelm Wentrup.

Das vielleicht allerälteste Handwerk, das je von Menschenhänden auf unserer Erde geübt wurde, ist die Beschäftigung des Eisenerarbeiters. Wer der Erfinder der Eisenerzeugung ist und welches Volk zuerst das Eisenerz dem Prozesse des Schmelzens unterwarf, dafür jedoch fehlt uns jeder historisch nachweisbare Anhalt. Daß aber die Fabrikation des notwendigsten und nützlichsten aller Metalle, des Eisens, fast 1500 Jahre v. Chr. verschiedenen Völkern bekannt war, kann mit Sicherheit angenommen werden. Schon im ersten Buch Moses, wird ein gewisser Thubalkain als ein Meister in allerlei Erz- und Eisenwerk bezeichnet. Darum dürfen wir sagen, daß die Erfindung des Schmelzprozesses überhaupt die allererste der bedeutenden Erfindungen war. Die Ägypter und die Phönizier, ohne Zweifel die kultiviertesten Völker nach der Sintflut, schmiedeten nach übereinstimmenden Nachrichten der griechischen Schriftsteller ihre Waffen und Hausgeräte statt aus Eisen aus Kupfer. Selbst in einer späteren Periode, als die hochentwickelte Kultur der Griechen auf die Römer übergegangen war und letztere sich zu Herren des Weltkreises aufgeschwungen hatten, blieb die Eisenindustrie nur eine beschränkte. Die Ursache hiervon liegt einerseits darin, daß der Schmelzprozeß des Eisenerzes den Völkern des Altertums zu große Hindernisse in den Weg legte; andererseits ist, wie Barnow sagt, die seltene Benutzung des Eisens darin zu suchen, daß die dem Altertum bekannten Metalle, als Gold, Silber, Kupfer und Zinn häufig in gediegenem Zustande vorkamen und sich viel leichter als das Eisen schmelzen und bearbeiten lassen. Ueberhaupt müssen die Römer dem Eisen nur eine sehr untergeordnete Bedeutung geschenkt haben, denn sonst hätten sie wohl schwerlich ihre Helme, Panzer, Schwerter aus Bronze- und Zinnkompositionen gehämmert oder gegossen, zumal ihnen in dem „norischen Eisen“ ein ganz vorzügliches Eisen zu Gebote stand.

In Noricum, einer römisch-deutschen Provinz, die wahrscheinlich das Land zwischen Donau und Inn bis an die Alpen — also vom heutigen Bayern bis Nord-Tirol — umfaßte, hatte bereits v. Chr. die Gewinnung und Bearbeitung von Eisen eine ziemliche Vollkommenheit erreicht. Diese Eisenerzeugung auf deutschem Boden war jedoch keineswegs ein Gemeingut sämtlicher Germanenstämme, sondern nur der genannten Noricum-Gegend eigentümlich. In allgemeiner Anwendung gelangt das Eisen erst viel später.

Mit dem Zusammenstürze des römischen Reichs und dem Hereinbrechen der wilden Völkerstämme war die geringe Kultur durch diese Völkerwanderungen entweder vernichtet oder auf lange Zeit zurückgedrängt worden. Ueber fünf Jahrhunderte müssen wir vorwärts schreiten, um wieder Anknüpfungspunkte für unsere Darstellung zu finden. Als solche sind die rheinburgundischen, salischen und alemannischen Gesetze anzusehen, die aller Wahrscheinlichkeit nach um das Jahr 600 gesammelt wurden. In diesen Gesetzen geschieht bei Anführung der Strafbestimmungen zum erstenmale der Eisen-

arbeiter direkt Erwähnung. Wir wissen, daß die damaligen Handwerker in Leibeigenschaft schmachteten und gleich der Ware vertauscht, verschenkt, verkauft oder vererbt wurden. Obwohl nun auch der Schmied ein leibeigener Knecht war, spricht doch nichts so sehr für das Ansehen seines Kunsthandwerkes, als die beträchtlichen Strafen, mit denen man jene belegte, die einen Schmied erschlugen, oder eisernes Gerät entwendeten. Im burgundischen Gesetze z. B. mußte derjenige, der einen Eisen-Schmied tötete, 50 Solidus zahlen, während der Silberschmied schon 100 und der Goldschmied gar 150 Solidus „wert“ war.

In einem Dokumente aus der Zeit Karls des Großen wird zum erstenmale neben den Eisenarbeitern eines neuen in Eisen arbeitenden Handwerks, der Schilderer oder Schildmacher, gedacht. Diese Arbeiter können als Väter des später so bedeutenden Handwerks der Waffenschmiede gelten, von denen als dem verschollenen Gewerbe diese Zeilen berichten sollen.

Die Abstreifung der letzten Reste der Hörigkeit und die hierauf sich gründende freie Entwicklung des gesamten Gewerbewesens kündigte für das deutsche Handwerk des Mittelalters ein Zeitalter des Glanzes und der Macht an. Es ist die Zeit, wo die in den Städten zusammenwohnenden, selbständig gewordenen, freien Arbeiter sich in Zünfte und Zünfte abschließen. Auch die Schmiede folgten diesem Drange und teilten sich in zwei große Gruppen: in Eisen- und in Waffenschmiede (für Landwirtschaft und Handgeräte) und in Waffenschmiede, die ausschließlich für die Kriegsrüstungen arbeiteten. Diese letztere Gattung war den Männern damaliger Zeit so überaus notwendig, wie heute die Gattung der Modistinnen unsern Frauen. Die großen und kleinen Staatsaktionen, die steten Völker- und Religionskriege, die unzähligen Fehden und Bürger-Unruhen erforderten einen ungeheuren Waffenerbrauch. Und damals kannte man noch nicht das Kämpfen aus der Ferne. Gewöhnlich löste sich die Schlachtordnung in viele kleine Einzelgefechte auf; in wildem Handgemenge stritt Mann gegen Mann; da mußten also die Schutzmittel für den Körper des Kriegers sehr mannigfache sein. Helm und Brustpanzer trug jeder, auch der einfache Fußknecht. Die Rüstungen der Ritter waren dagegen unendlich komplizierter und bedeckten vom Scheitel bis zu den Füßen den Körper.

Alle diese Faktoren zusammen genommen wurden der Hebel, der das Gewerbe der Waffenschmiede in mehrere streng gesonderte Unterabteilungen schied und die selbständigen Handwerke der Plattner oder Harnischmacher, der Sarwetter, der Helm- und Haubenschmiede, der Klungen- und Messerschmiede und endlich der Bogner ins Leben rief.

Aus der ältesten Gruppe, den sogenannten Schilderern, entwickelten sich allmählich die Plattner oder Harnischmacher.

Wie jedes andere Kleidungsstück, ist auch der Harnisch der Mode unterworfen gewesen. Die älteste Rüstung war wahrscheinlich der Schuppenpanzer. Es steht historisch fest, daß diese Schuppenpanzer schon in den Zeiten der Römer gebräuchlich waren. Wenigstens zeigt die Trajanssäule in Rom in einer Bildhauerarbeit sechs satmatische Reiter, welche nebst ihren Pferden mit Schuppenpanzern bedeckt sind. Diese Rüstung setzte sich aus drei Teilen zusammen: der Hose, der Ärmelweste und der Halsberge. Alle Bestandteile waren meist aus Leder gearbeitet, auf dem, gleich einer äußeren Decke, die eisernen Schuppen, eine über der andern liegend, befestigt waren.

Eine andere Ritterrüstung ging aus den Händen der Sarwetter, der Panzerweber, hervor. Sie führte den Namen des Ringpanzers und bestand aus einem aus starkem Eisendraht in Form von kleinen Ringen geflochtenen Panzerhemde, das die untern Extremitäten ziemlich glatt umspannte, dem Oberkörper dagegen den nötigen Spielraum zum freien Bewegen gestattete. Im Laufe

der Zeit kam eine dritte Harnischart auf, der vollständig aus Eisenplatten gearbeitete sogenannte „Krebs“. Diese Rüstung begründete hauptsächlich den hohen Ruf des Plattenhandwerks; sie wurde jedoch, da sie keinen Teil des Körpers ohne Schutz ließ, wegen ihres hohen Preises meistens nur von Rittersn und andern vornehmen Personen getragen.

Eine Spezialität bildeten die Helm- und Haubenschmiede. Man unterschied hier zwei große Klassen, und zwar den eigentlichen Ritterhelm und die Haube. Der offene Helm war stets mit großer Sorgfalt aus gutem Eisen geschmiedet und durfte nur von den Rittersn getragen werden. Vorzüglich zeichneten sich die Turnierhelme, die „Helme zum Scherz“, durch saubere, zierliche Arbeit aus. Gewöhnlich waren sie offen, d. h. ohne Visir. Anders die „Helme zum Ernst“, die Stichelhelme; diese besaßen außer einigen kleinen Löchern zum Atmen und Sehen gar keine Oeffnungen. Auf dem Helme pflegte man je nach Laune und Geschmack mancherlei Zierrat anzubringen. Die charakteristischen Merkmale des Ritterhelms, Visir und Helm- oder Familienzeichen fehlten den geringeren, eiserne Kopfbedeckungen, den Hauben, gänzlich. Sie waren aus starkem Eisenblech getrieben, glatte hohle Körper, die als Sturm-, Bichel-, Buckelhauben zur Rüstung der Reifigen und Knappen gehörten.

Wir kommen jetzt zu den Hieb- und Stichwaffen des Mittelalters. Ihre Verfertigung lag den Klingern und Messerschmiedern ob, einem berühmten, mit vielen Freiheiten ausgestatteten Handwerke, das zuerst in einer Nürnberger Urkunde aus dem Jahre 1290 erwähnt wird. Diese Ordnung verpflichtete die „Messzern“ auf ihren Eid, nur gut gestahlte Klingern feilzubieten. Die damaligen Gesetze schon ahndeten den Gebrauch der Waffen in Kaufereien mit mehr oder minder harten Strafen; am härtesten verfuhr das bremische Stadtrecht. Jog dort ein Mann innerhalb des Reichsbildes der Stadt ein Messer auf einen Bürger, um ihn damit zu schaden, so sollte man dem Thäter „das Messer durch die Hand schlagen“. Doch auch in damaliger Zeit nutzten die angebrohten Strafen nicht viel. Das Tragen von Waffen wurde in Friedenszeiten darum fast gänzlich verboten. Von dem Verbote blieben selbstverständlich Ritter und Reifigen unberührt. Das aus gehärtetem Stahle gefertigte Ritterschwert war lang und ansehnlich breit. Manche der in unseren Sammlungen aufbewahrten Schwerter, die sogenannten „Flammberge“, erreichen eine Höhe von 1 Meter, und die ungewöhnliche Länge deutet darauf hin, daß sie mit beiden Händen geschwungen wurden. Die Turnierschwerter gaben an Breite den Schlachtschwertern wenig nach, wohl aber waren sie kürzer als jene und mußten unten und oben stumpf abgeschliffen sein. Die Genjen endlich glichen unseren jetzigen Säbeln, sie waren gebogen, gerade Genjen hießen Genseriche.

Als Schußwaffe kannte das Mittelalter vor der Erfindung des Schießpulvers nur das vermittelst des Bogens fortgeschleuderte Wurfgeschöß. Die Verfertigung desselben stand den Vognern zu, die drei Sorten solcher Schußwaffen lieferten: das Stahlgeschöß, die Armbrust und den Balaster oder Schepper. Von einer näheren Beschreibung dieser Waffengattung müssen wir hier absehen, da es Zweck dieser Zeilen ist, eine Schilderung des untergegangenen Handwerks der Waffenschmiede zu geben.

Der rege Eifer, das hohe, oft bis auf die Spitze getriebene Ehrgefühl und die vollendete Geschicklichkeit — Eigenschaften, welche das deutsche Handwerk zur Zeit seines mittelalterlichen Floris so sehr auszeichneten, ließen auch das Gewerbe der Waffenschmiede mit seinen verschiedenen Unterabteilungen glanzvoll und mächtig dastehen. Besonders waren es drei Städte, das erfinderische Nürnberg, das gediegene Augsburg und das historisch- und legendenreiche Worms, die in der Kunst

der Waffenfabrikation voranleuchteten. Die Arbeiten eines Wilhelm von Worms, eines Siebenbürger, eines Grünwald und eines Konrad Lochner († 1567), alle Plattner zu Nürnberg, erfreuten sich eines Weltrufes. In Augsburg lebte als Meister in seiner Kunst ums Jahr 1380 ein Plattner namens Honas, dem man eine jährliche Dotation von 2 Pfd. Denare (Pfenninge) aussetzte, „daß er bestbas hie blieb“. Nicht minder berühmte Namen errangen sich der Helmschmied Desiderius Kolmann, der Harnischmacher Seußenhofer, der Haubenschmied Hans Pfeil u. a. m.

Das 15. und 16. Jahrhundert sah das Gewerbe der Waffenschmiede auf dem Gipfel seiner Entwicklung, von da ab ging es seinem Verfall entgegen.

Der um die Mitte des 14. Jahrhunderts eingeführte Gebrauch des Schießpulvers brachte in der Kriegsführung und Bewaffnungsart, wenn auch nicht plötzlich, so doch Schritt für Schritt, eine vollständige Umwälzung zuwege. Seit der Erfindung des Mönchs Bartold Schwarz, siechte das Rittertum an einer unheilbaren Krankheit, und mit seinem Dahinschwinden verloren auch die Waffenschmiede ihre feste Stütze. Zunächst verschwanden vom Markte der Industrie die Vagner; ihr Handwerk ging ein, um einem neuen, schnell aufblühenden Gewerbe, dem der Büchsenmacher und Rohrschmiede, Platz zu machen. Darauf folgten die Sarweiter, die Panzerweber, welche schon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts aufhörten, eine eigene Kunst zu bilden. Jähre Lebenskraft bewahrten sich die Plattner, sowie die Helm- und Haubenschmiede; aber auch ihr Beruf mußte ins Grab sinken, als jener gewaltige Religionskrieg, der den Namen des dreißigjährigen führt, die Brustharnische der Landsknechte samt den eisernen Helmen und Hauben auf den Aussterbeetat setzte. Nur die Messer- und Klingenschmiede bestehen noch heute, wenn auch unter gänzlich veränderten, durch die Fabrikationsweise und die Anforderungen der Jetztzeit bedingten Verhältnissen fort.

Siegang.

Novellette von Herbert Stahr.

Es geht schlecht mit der alten Frau, da drinnen, hinter den altmodischen Bettvorhängen. Das Fieber zehrt an ihrem siechen Körper und die magern Glieder schlottern im Fieberfroß. Der alte Landarzt hat ein Pulver verschrieben, das hilft, unbedingt hilft — aber es muß geholt werden und am Ort ist keine Apotheke. Aus der Stadt muß es geholt werden und die liegt reichlich acht Kilometer vom Dorf entfernt. Ueber den Strom muß man auch noch, der dicht am Orte vorbeiführt, breit und groß. Im Sommer führt ein Fähre darüber, aber im Winter muß man über das Eis. Das ist gut, mitten im Winter, aber nun, Ende Februar, ist es nicht unbedingt. Es herrscht jetzt Südwind und oft hat man schon das verdächtige Knallen gehört, das da klingt, wie die Detonation eines gewaltigen Geschützes — die Eisdecke reißt. Und droben im Gebirg, erzählt man sich, da hat es schon gewaltig getaut, und die Schollen gleiten dort, den reißenden Strom hinab, die Eisdecke zertrümmend, wo sie noch unverlezt ist, und man spricht davon, daß die Schollen auch bald hier ankommen werden.

Aber was macht das dem Friedel? Der hat gewaltige, geschmeidige Glieder und ist 18 Jahre alt. Für seine gute, alte Großmutter aber würde er alles tun. So machte er sich denn gegen 2 Uhr auf den Weg und die Dämmerung sinkt eben herab, als er ans jenseitige Ufer des Stromes kommt.

Aber was muß er sehen? Die Eisdecke — wo ist sie? Zertrümmert, zerjammert — und wo sie sich glatt ausdehnte, da schwimmen Schollen, gewaltige Eisblöcke, teilweise mit rasender Geschwindigkeit stromab treibend.

Was nun? Großmutter muß die Medizin haben, denn gegen sieben Uhr Abends wird

das Fieber stärker. Den Fährmann bittet der Friedel ganz vergebens, ihm hinüber zu setzen.

„Und wenn Du mir tausend Taler gibst — ich kanns und tus nicht.“

„Aber die Großmutter braucht die Medizin! Die beiden Brücken sind jede zwei Stunden von hier entfernt. Das sind doch zusammen vier Stunden — es ist zehn vorbei, ehe ich das schaffe — und dann kann's schon zu spät sein.“

„Ei was, so schnell geht das noch nicht — geh Du getroßt die vier Stunden um — besser die alte Frau, als Du!“

Jornig, ein Schimpfwort ausstößend, wendete er sich und läuft dem Strome zu. Drüben steht die Mutter, die, von Angst getrieben, eine Nachbarin ans Bett der Kranken geschickt hat und zum Strome heruntergelaufen ist. Sie schreit etwas hinüber und winkt dabei unablässig. Allein ihrer Stimme laut bringt nicht zu ihm herüber und was sie winkt, versteht er nicht. Er winkt also wieder, schwinnt das Papier, in das die Pulverschachtel eingewickelt ist, in der Rechten und springt auf eine dem Ufer zunächst treibende Scholle.

„Vieher ich, als die alte Frau!“ ruft er.

So springt er mit stamenswerter Geschicklichkeit von Scholle zu Scholle, immer ein Stück stromabwärts gleitend. Er erreicht die Mitte — und bald ist er nur noch 6 Meter vom Heimatufer entfernt. Da schreit die Mutter entsetzt auf, die am Ufer hinabgelaufen ist, immer mit dem Sohne gleichen Schritt haltend.

Friedel sieht sich um — ja — nun ist's gefehlt. Dicht hinter ihm kreist und brodelzt das Wasser, irgendwo ist eine Scholle hängen geblieben, andere haben sich über sie geschoben, von der Gewalt des Stromes sind sie wieder losgerissen worden — und nun jagt ein 10 Fuß hoher Berg mit entsetzlicher Geschwindigkeit auf den Jüngling zu.

Mit der Gedankenschnelligkeit, wie sie die höchste Gefahr eingiebt, mißt er die Entfernung ab — höchstens 10 Meter von ihm — in der nächsten Sekunde wird der Berg bei ihm sein, er wird die Scholle zertrümmern, auf der er steht und auf die er springen will — oder er muß mindestens drei Meter weit springen — er muß auch das versuchen.

„Mutter — gieß Acht!“ Die Schachtel fliegt in hohem Bogen ans Ufer, er tut einen gewaltigen Sprung über zwei Schollen hin, um die dritte zu erreichen — aber er springt zu kurz, die Scholle kippt — das Wasser schlägt über ihm zusammen und nun saust auch der Eisberg heran — dicht an der Scholle vorbei, wo er versunken. Die Mutter ist ohnmächtig zusammen gebrochen. Nachbaren bringen sie zur Besinnung, man beruhigt sie so weit, daß sie wenigstens der alten Frau das Pulver geben kann, ohne daß diese was merkt.

Aber die ganze Nacht schreit sie in wildem Schmerz und die Nachbarin muß bei Großmutter wachen.

Als der Lenz kommt, ist die alte Frau genesen und nun kann man ihr die Wahrheit nicht mehr verheimlichen.

Sie sinkt in sich zusammen.

„Friedel, mein Friedel,“ murmelt sie immer aufs neue, „warum Du und nicht ich?“ Friedels Leiche hat man nie gefunden.

Deuli.

Novellette von Friedrich Sieß.

Deuli war nah — aber noch immer die Schnepfe nicht da!

Darüber herrschte die tiefste Verstimmung im Forsthohe Kronenberg, von dem Herrn Oberförster herab bis zum jüngsten Vertreter des Hundegeslechts im Zwingler, der den Schwanz nutzlos hängen ließ, wie der Oberförster den Kopf.

Nun, die Verstimmung war zu begreifen. Sieben Jahre hindurch hatte Oberförster Kummerfeld immer die ersten Schnepfen an

den Hof des Landesherrn geliefert und dafür die Prämie und — den Reid seiner Kollegen eingeholt. Und jetzt sollte ihm ein Anderer, vielleicht gar so ein „Lenzgrüner“ Junker das Pulver von der Pfanne blasen und ihn um die Ehre bringen? Wahrlich, der Gedanke konnte wohl den greisen Waidmann verstimmern. Natürlich war er in diesen Tagen unnahbarer und härteiger als je, so daß sich Weib, Kind, Magd, Vieh und alles, was sein war, in respektvoller Entfernung hielt.

Kam sonst der bekannte amtliche Brief mit dem landesherrlichen Siegel zur Beglückwünschung des „Schneppenkönigs“, dann zündete sich der alte Oberförster die kurze Waidmannspfeife an, blies mächtige Rauchwolken um sich und holte schweigend aus seinem Waffenschrank das silberne Trinkhorn. Die Hunde bekamen ihre Wurst, die Forstwärter ihre Mart und die Familie den herrlichsten, sonnigsten Familienabend, wo das Trinkhorn von Hand zu Hand gehen mußte und die kurze Waidmannspfeife nicht ausging. Und nun? draußen Frühlingswerden — im Forsthaus erstarrende Winterkälte — — —

Armes Nennchen!
Sollte die Schnepfe sie um ihr höchstes Lebensglück bringen?

Der schmucke Forstassessor hatte ihr's angetan.

Nennchen Kummerfeld, des Oberförsters blondes Töchterlein, seine Waldfee, liebte und wurde geliebt von ihres Vaters Forstassessor, dem stattlichen Otto Rippus, der zum Herbst in das Revierförsteramt aufrücken sollte. Und das lag so reizend mitten im Walde, so still und so lieblich, so recht ein Heim für ein junges Ehepaar — O Gott, wenn — — —

Nennchen und Otto hatten sich vorgenommen, Deuli ihr Herz dem Vater zu öffnen. Sobald das silberne Trinkhorn wieder aus dem Waffenschrank hervorgeholt und Mutter es mit perlendem Wein dem Vater zum ersten Ehrenschluck kredenzen würde, dann — wollte sich Nennchen dem Vater an das freudgehobene Herz werfen und ihn um seinen Segen bitten.

Und nun war Deuli da, aber nicht die Schnepfe, und wenn das Trinkhorn im Schranke blieb — dann — — Wer wagt es in den Bärenzwinger hinab zu steigen?

Verstimmt war der Oberförster schon in früher Morgenstunde auf den Schnepfenstrich gegangen, gefolgt von seinem treuen „Zell“, der ebenso verstimmmt war, wie sein Herr seit einigen Tagen, weil kein freundliches Wort mit ihm gewechselt wurde, wie es sonst Brauch war zwischen ihm und seinem Herrn.

Nennchen stand vor der Tür des Forsthofes. Aus dem Gezweige der alten Linden tönte ihr helles Gejubil der Staare entgegen. Sie beneidete die frühlichen Sängler um ihre Sangeslust. Wie gerne hätte sie mit ihnen um die Wette gejubelt, wie früher in beseligender Frühlingswonne, aber — die leidige Schnepfe — — das Herz des armen Nennchens konnte nicht jubeln, es tat ihr so weh — so weh — Eine Hand legte sich sanft auf ihre Schulter.

„Grüß Gott, Nennchen!“
„Otto!“ Sie sahen sich einen Augenblick fragend an. Ihre Herzen wechselten den Morgengruß in hangender und bangender Liebe.

„Otto, hast Du Hoffnung?“
In dem dunklen Auge des schmucken Waidmanns leuchtete es auf einmal hell auf, wie Wetterleuchten in nebelgrauer Ferne.

Er drückte so fest ihr zartes Händchen.
„Da schau nur die „Juno“ an,“ sagte er, auf seine Händchen zeigend, mit hoffnungsfreudigem Lächeln.

Nennchen hätte ja nicht des Oberförsters Töchterlein sein müssen, wenn sie sich nicht verstände auf die Hundesprache und Hundemimik.

Die „Juno“ witterte scharf hinab und verzog das Gesicht wie zum Lächeln. Ihre buschige Rute spielte und sie gab freudigen Laut auf Nennchens Lieblosen.

Aus der Ferne winkte der Forstassessor noch

einmal seinen Abschiedsgruß herüber, dann verschwand er im Walddunkel.

Nennchen fand nirgends Ruhe an dem Morgen. Bald war sie im Hause, bald wieder draußen. In ihrem Herzen ging etwas vor, das wie eine freudige Angst auf sie wirkte und ihr das Blut in die Wangen trieb.

„Was ist Dir, Kind?“ hatte sie die Mutter gefragt aus Besorgnis um die innere Erregung ihres Kindes, die ihr nicht entgangen war.

„Ich weiß es nicht, Mütterchen,“ antwortete sie, „mein Herz pocht und hämmert so laut und so unbändig, daß ich bald weinen, bald lachen möchte. Ich weiß es nicht, vielleicht haben die Staare mich angesteckt mit ihrem Frühlingsgejubil, das heute morgen ja gar nicht enden will. Es ist gerade, als fängen und jubilierten die alten Linden vor der Tür gar mit in ihrer Frühlingswonne, von Sang und Klang jeder Zweig belebt.“

„Ich wollte, es wär so, mein Kind, dann stiele auch wohl ein Strahl der Lenzfreude uns ins Herz und Haus herein, wo's so kalt jetzt ist.“

Es war Schnepfenwetter — die Luft war weich und bedeckt und ein staubfeiner Regen fiel.

Im Walde war's still. Nur aus der Ferne des Hochwaldes drang das laute Gejubil der Dohlen herüber und dann und wann vernahm das lauschende Ohr des Forstassessors das sanfte Gurren der Tauben. Wie war es so schön im Walde! Ueberall Werden, neues, frisches Werden und Regen und Wehen in der Natur. Otto Rippus hatte sich an eine alte Buche gelehnt, die aus der jungen Schonung mächtig und ehrwürdig hervorragte. Um ihn erwachendes Leben überall, in ihm auch — — —

Da! — — die „Juno“ markiert — sie äugt scharf — die Ruthe streckt sich — — — Ein Schuß — der Wald erschallt.

Der Schuß hallt hinüber zum Forsthaus. Nennchen stürzt hinaus — — —

Noch ein Schuß! Nennchen eilt auf den Waldweg hinaus — Sie möchte fliegen! — Ein dritter Schuß!

Die Hunde im Zwinger beginnen ein vielstimmiges Geläute — die Staare im Lindengezweige erheben sich jubelnd in die Luft und Schön-Nennchen, des Oberförsters blondes Töchterlein, sieht am Waldweg unter den ersten Frühlingsgräsern lieblich sich ein Blümchen öffnen — — — Primel — — — Himmlischlöffel — — —

Deuli — Oberförster Kummerfeld ging in markigem Schritt in seinem Arbeitszimmer auf und ab, wobei er zuweilen so heftig auftrat, daß Frau und Tochter, die das Parterre unter ihm bewohnten, jedesmal mit den Wänden erzitterten. Er hatte noch nicht einmal geraucht. Die Pfeifen hingen unberührt und verlassen am Pfeifenbrett. Die Luft war noch, wie er zu sagen pflegte, „nüttern“ in seinem Arbeitszimmer. Selbst die riesigen Geweihe an den Wänden bewegten sich bei den wuchtigen Schritten und Tritten und die einstigen Füchse, die Eigentümer der Wälder unter seinen Füßen, konnten froh sein, daß sie nicht mehr in ihrer Haut stecken. In dieser Laune wagte niemand den Bären in seiner Höhle zu stören. Der lange, greise Bart schien um eine Milance mehr weiß geworden zu sein in den letzten Tagen.

Der Amtsbote vom fürstlichen Postamt — Im Arbeitszimmer des Oberförsters war's still geworden.

Als ob's Herz den beiden Damen still stehen wollte, so war's ihnen, so unheimlich —

„Mütterchen, hörst Du nichts?“ fragte Nennchen, ängstlich von ihrer Stichelei aufblickend, die horchende Mutter.

„Ich höre Papa — im Saal. Was in aller Welt!“ — Unbegreiflich —

Sie hatte noch nicht den Satz vollendet, da erschien der Oberförster im Türrahmen des Bohnzimmers, einen großen Brief in der Hand.

„Beh' mal hin, Nennchen, und ruf mir mal den Herrn Forstassessor herbei, sprach der Oberförster, aber merkwürdiger Weise gar nicht härteiger mehr; im Gegenteil schien der Vater wie umgewandelt plötzlich — wie zerstreut. —

„Und Du, Mutter, komm auch Du mit, ich muß Euch etwas sagen und zeigen, so etwas, wie Ihr noch nicht gehört und gesehen habt.“

Die plötzliche Umwandlung ihres Mannes beängstigte die Frau Oberförster mehr, als seine Härteigkeit, die sie kannte.

Was mag vorgefallen sein? fragte sie sich ängstlich? —

Im Saal, der nur in ganz außerordentlichen Fällen benutzt wurde, zog der Oberförster einen Brief aus der Tasche.

„Bitte, Herr Assessor, und Mutter und Tochter, hört und dann begreift oder begreift nicht, was ich hier vorlese!“

Berehrter Herr Kollege!
Kapitalschnepfen, wirklich Kapitalschnepfen! Natürlich wieder „Schneppenkönig“ Kummerfeld! Wie könnt's auch wohl anders sein! Na, Kollege, ich gratuliere zum Forstamt!

Ihr Oberforstmeister
Eichenbach.“

„Nun? Begreifen Sie solche Verücktheit.“ Mutter und Tochter schwiegen.

Der Assessor grient schelmisch.

„Sehr gut, Herr Oberförster,“ sagte er dann lächelnd.

„So — sehr gut —? Das verstehe ich nicht. Da müssen Sie wohl ein anderes Begriffsvermögen haben, als andere Menschen, Herr Assessor. Bitte, erklären Sie uns, wie Sie es machen, solchen Unsinn zu begreifen.“

„Ja, das ist äußerst einfach, Herr Oberförster. Der Herr Oberforstmeister hat vollständig recht, es waren wirklich Kapitalschnepfen!“

„Aber, hören Sie mal, Herr Assessor, Sie waren doch nicht etwa bei Hof, daß auch Sie — die Hofluft — —“

„Jawohl, Herr Oberförster, ich war bei Hof und habe dort eigenhändig die Kapitalschnepfen abgeliefert. Aber Schaden habe ich von der Hofluft nicht weiter genommen.“

Der Oberförster blickte den Assessor kopfschüttelnd an, als zweifle er an seiner Gesundheit. Die Damen sahen sich, wie in einem Irrsinn.

Die Situation kam dem schelmischen Assessor komisch vor. Er sah das Nennchen an, das ihn mit einem ängstlichen Blicke ansah zur Aufklärung.

„Verzeihen Sie mir, Herr Oberförster, diese kleine Ueberraschung! Ich hatte das Glück, die drei Kapitalschnepfen in drei Schüssen zu erlegen. Um nun meinem Herrn Oberförster auch zum achten Mal die Ehre des „Schneppenkönigs“ im Revier Kronenberg zu retten, fuhr ich sofort an den Hof mit meiner Beute und lieferte die Schnepfen eigenhändig ab.“

Der Oberförster machte einen tiefen Atemzug, als erwachte er aus langem Schlafe. Dann ging er an seinen Waffenschrank, schloß ihn auf und holte das silberne Trinkhorn hervor. Nun stand es mitten auf dem Tisch, das Zeichen der Freude in der Oberförsterei, und winkte freudeerregend um sich.

„Hören Sie, Herr Assessor, der Streich verdient eine gleichwertige Strafe. Ich verbanne Sie dafür in die Revierförsterei, aber nicht allein — da — nehmen Sie — nehmen Sie meine Waldfee mit!“ —

Wie sie nun dampfte, die kurze Waidmannspfeife. — Es wurde wieder Frühlings auf Erden, denn Deuli — —

Auflösungen aus voriger Nummer.

Fällrätsel: Wien, Tula, Abel, Ober, Otto, Uta, Ebe, Dman, Alba, Kase, Vira, Zgel, Württemberg.

Ergänzungsrätsel: Anruf, Zurf, Anruf, Nachruf, Anruf, Berruf, Ruf.

Wortumwandlerätsel: Meise—Ameise, Strich—Streich, Was—Fias, Porto—Dporto, Lea—Ulea—Ulema